

Richard Yates
Verliebte Lügner

Richard Yates
Verliebte Lügner
Short Storys

Aus dem Amerikanischen
von Anette Grube

Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

| | |
|------------------------------|-----|
| Ach, Joseph, ich bin so müde | 7 |
| Ein natürliches Mädchen | 47 |
| Probelauf | 77 |
| Verliebte Lügner | III |
| Urlaub aus privaten Gründen | 165 |
| Grüße zu Hause | 203 |
| Abschied von Sally | 245 |

Ach, Joseph, ich bin so müde

Nachdem Franklin D. Roosevelt die Präsidentschaftswahlen gewonnen hatte, muß es in ganz Amerika Bildhauer gegeben haben, die sich die Chance wünschten, er würde ihnen für eine Büste Modell sitzen, meine Mutter jedoch hatte Verbindungen. Einer ihrer besten Freunde und ein Nachbar in dem Hof in Greenwich Village, in dem wir wohnten, war ein liebenswürdiger Mann namens Howard Whitman, der vor kurzem seine Stelle als Reporter bei der *New York Post* verloren hatte. Und einer von Howards früheren Kollegen bei der *Post* arbeitete jetzt im Pressebüro von Roosevelts New Yorker Hauptquartier. Dadurch hätte sie leichten Zugang – oder, wie sie es ausdrückte, ein Entree –, und sie war zuversichtlich, daß sie von dort allein weiterkäme. In jenen Tagen war sie bei allem, was sie tat, zuversichtlich, doch damit konnte sie das schreckliche Bedürfnis nach Beistand und allseitiger Anerkennung nicht ganz überspielen.

Sie war keine wirklich gute Künstlerin. Erst seit drei Jahren, seit sie die Ehe mit meinem Vater beendet hatte, bildhauerte sie, und ihre Arbeiten hatten noch etwas Steifes und Laienhaftes. Vor dem Roosevelt-Projekt waren »Gartenstatuen« ihre Spezialität gewesen – ein lebensgroßer kleiner Junge, dessen Beine von den

Knien abwärts zu Bocksbeinen wurden, und ein anderer Junge, der zwischen Farnen kniete und auf einer Panflöte spielte; kleine Mädchen, die mit erhobenen Armen Gänseblümchenkettchen nach sich zogen oder neben einer Gans mit ausgebreiteten Flügeln hergingen. Diese phantasiereichen Kinder, aus grün bemaltem Gips, um alte Bronze zu imitieren, waren in ihrem Atelier auf selbstgezimmerter Holzsockeln so arrangiert, daß in der Mitte genug Platz frei blieb für den Modelliertisch, auf dem sich befand, woran immer sie gerade arbeitete.

Ihre Vorstellung war, daß zahllose reiche Leute, alle elegant und aristokratisch, sie demnächst entdecken würden: Sie würden mit ihren Skulpturen ihre landschaftlich gestalteten Gärten dekorieren und sie als Freundin fürs Leben haben wollen. In der Zwischenzeit würde ein bißchen landesweite Publizität als erste Bildhauerin, die den zukünftigen Präsidenten »machte«, ihrer Karriere bestimmt nicht schaden.

Und, wenn sie auch sonst nichts hatte, so hatte sie doch ein gutes Atelier. Es war das beste aller Ateliers, die sie im Leben haben sollte. Sechs oder acht alte Gebäude gingen auf unserer Seite auf den Innenhof hinaus, die Rückseiten befanden sich in der Bedford Street, und unseres war wahrscheinlich das schönste der Reihe, weil der vorderste Raum im Erdgeschoß zwei Stockwerke hoch war. Man ging eine breite Backsteintreppe hinunter zu dem großen Fenster und der Eingangstür; von dort trat man in das hohe, weite, lichtdurchflutete Atelier. Es war groß genug, um auch als Wohnzimmer zu dienen, und deswegen standen darin neben den grünen Gartenkindern alle Wohnzimmermöbel aus dem Haus,

in dem wir mit meinem Vater in dem Vorort Hastings-on-Hudson gelebt hatten, wo ich geboren war. Am anderen Ende des Ateliers führte eine Galerie in Höhe des ersten Stocks zu zwei kleinen Schlafzimmern und einem winzigen Bad; darunter, wo sich das Erdgeschoß zur Seite der Bedford Street fortsetzte, befand sich der einzige Teil der Wohnung, der vermuten ließ, daß wir nicht viel Geld hatten. Die Decke war sehr niedrig, und es war dort immer dunkel; die kleinen Fenster befanden sich unterhalb eines Eisengitters im Gehweg, und der Boden dieses Hohlrums in der Straße war dick mit Müll bestreut. Unsere von Kakerlaken heimgesuchte Küche war kaum groß genug für einen Herd und eine Spüle, die immer verschmutzt waren, und für einen braunen Eisschrank aus Holz mit einem dunklen, ewig schmelzenden Eisblock darin; der Rest des Bereichs war unser Speisezimmer, und nicht einmal der große alte Eßtisch aus Hastings konnte es aufhellen. Aber dort stand auch unser Majestic-Radio, und deswegen war es für meine Schwester Edith und mich ein gemütlicher Ort: Wir mochten die Kinderprogramme, die spätnachmittags gesendet wurden.

Eines Tages schalteten wir das Radio aus und gingen ins Atelier, wo unsere Mutter das Roosevelt-Projekt mit Howard Whitman besprach. Wir hörten zum ersten Mal davon, und wir mußten sie mit zu vielen Fragen unterbrochen haben, denn sie sagte: »Edith? Billy? Jetzt ist es genug. Ich werde euch später alles erzählen. Geht in den Garten und spielt.«

Sie nannte den Hof immer »den Garten«, obwohl dort nichts wuchs außer ein paar verkrüppelten Stadtbäu-

men und einem Stückchen Rasen, der nie die Chance hatte, sich auszubreiten. Überwiegend war es nackte Erde, hier und da mit Backsteinen gepflastert, dünn mit Ruß gepudert und mit Hunde- und Katzenkot bestreut. Er mag sechs oder acht Häuser lang gewesen sein, aber er war nur zwei Häuser breit, weswegen er eng und freudlos wirkte; das einzig Interessante war ein schiefer Springbrunnen aus Marmor, nicht viel größer als eine Vogeltränke, der nahe bei unserem Haus stand. Ursprünglich sollte das Wasser gleichmäßig über den Rand der oberen Schale in das untere Becken tropfen, aber das Alter hatte den Brunnen aus dem Gleichgewicht gebracht; das Wasser lief in einem einzigen schmalen Strahl über die paar Zentimeter Rand der oberen Schale, die sauber geblieben waren. Das untere Becken war tief genug, um sich an einem heißen Tag die Füße abzukühlen, aber das war kein großes Vergnügen, weil der unter Wasser stehende Teil des Marmors mit braunem Schleim überzogen war.

Meine Schwester und ich fanden während der zwei Jahre, die wir dort lebten, im Hof jeden Tag etwas zu tun, aber nur, weil Edith ein phantasiereiches Kind war. Zur Zeit des Roosevelt-Projekts war sie elf, und ich war sieben.

»Daddy?« sagte sie eines Nachmittags im Büro zu unserem Vater. »Weißt du schon, daß Mommy den Kopf von Präsident Roosevelt macht?«

»Ja?« Er kramte in seinem Schreibtisch auf der Suche nach etwas, von dem er meinte, daß es uns gefallen würde.

»Sie nimmt seine Maße hier in New York«, sagte Edith, »und dann, nach der Amtseinführung, wenn der Kopf

fertig ist, bringt sie die Skulptur nach Washington und überreicht sie ihm im Weißen Haus.« Edith erzählte gern dem einen Elternteil von den tugendhafteren Aktivitäten des jeweils anderen; es war Teil ihrer ausdauernden, hoffnungslosen Bemühung, sie wieder zusammenzubringen. Viele Jahre später erzählte sie mir, daß sie sich nie vom Schock ihrer Trennung erholt habe und es auch nie tun würde: Sie sagte, Hastings-on-Hudson sei die glücklichste Zeit in ihrem Leben gewesen, und ich wurde neidisch, weil ich mich kaum daran erinnern konnte.

»Na ja«, sagte mein Vater. »Das ist doch was.« Dann fand er, wonach er in seinem Schreibtisch gesucht hatte, und sagte: »Da sind sie ja. Wie findet ihr sie?« Es waren zwei dünne perforierte Bögen von etwas, was wie Briefmarken aussah, auf jeder Marke befanden sich vor einem gelben Hintergrund eine leuchtend weiße elektrische Glühbirne und die Worte »Mehr Licht«.

Das Büro meines Vaters war eine von vielen kleinen Arbeitsnischen im dreiundzwanzigsten Stock des General-Electric-Gebäudes. Er war stellvertretender Regionalverkaufsleiter in der damals sogenannten Mazda-Lampen-Abteilung – ein bescheidener Job, aber gut genug, um in besseren Zeiten ein Haus in einer Stadt wie Hastings-on-Hudson zu mieten –, und die »Mehr Licht«-Marken waren Souvenirs von einer kurz zurückliegenden Verkaufskonferenz. Wir sagten, die Marken seien toll – und das waren sie –, brachten jedoch Unsicherheit zum Ausdruck, was wir damit anfangen sollten.

»Ach, die sind nur zur Zierde«, sagte er. »Ich dachte, ihr könntet sie in eure Schulbücher kleben oder – na ja – was immer ihr wollt. Fertig?« Und er faltete die Bögen

mit den Marken sorgfältig zusammen und steckte sie in die Innentasche seines Jacketts, damit ihnen auf dem Nachhauseweg nichts passierte.

Zwischen dem Ausgang der U-Bahn und dem Hof, irgendwo im West Village, kamen wir stets an einem unbebauten Grundstück vorbei, auf dem Männer um kleine Feuer aus Obstkisten und Müll standen; manche wärmten Essen in Dosen auf, die sie an Kleiderbügel aus Draht über die Flammen hielten. »Schaut nicht hin«, hatte mein Vater beim ersten Mal gesagt. »Die Männer haben keine Arbeit, und sie sind hungrig.«

»Daddy?« fragte Edith. »Findest du Roosevelt gut?«

»Na klar.«

»Findest du alle Demokraten gut?«

»Die meisten, ja.«

Viel später erfuhr ich, daß mein Vater sich jahrelang auf örtlicher Ebene für die Politik der Demokraten engagiert hatte. Er hatte einigen seiner politischen Freunde – Männer, die meine Mutter als schreckliche kleine Iren aus Tammany Hall beschrieb – einen Gefallen getan, indem er ihnen half, in verschiedenen Stadtteilen Vertriebsagenturen für Mazda-Lampen zu etablieren. Und er liebte ihre Zusammenkünfte, bei denen er immer gebeten wurde zu singen.

»Du bist natürlich zu jung, um dich noch daran zu erinnern, wie Daddy gesungen hat«, sagte Edith einmal zu mir nach seinem Tod 1942.

»Nein, das bin ich nicht. Ich erinnere mich.«

»Aber ich meine, Erinnerst du dich wirklich?« sagte sie. »Er hatte den schönsten Tenor, den ich je gehört habe. Erinnerst du dich an ›Danny Boy‹?«

»Klar.«

»Ach Gott, das war was«, sagte sie und schloß die Augen. »Das war wirklich – das war wirklich was.«

Als wir an diesem Nachmittag nach Hause kamen und das Atelier betraten, sehen Edith und ich unseren Eltern zu, wie sie sich begrüßten. Wir beobachteten sie immer genau und hofften, daß sie ein Gespräch beginnen, sich setzen und Dinge finden würden, über die sie lachen könnten, aber das geschah nie. Und an diesem Tag war es noch unwahrscheinlicher als sonst, weil meine Mutter einen Gast hatte – eine Frau namens Sloane Cabot, die ihre beste Freundin im Hof war und meinen Vater mit einem kleinen Ansturm falscher koketter Begeisterung begrüßte.

»Wie geht es dir, Sloane?« sagte er. Dann wandte er sich an seine frühere Frau und sagte: »Helen? Ich habe gehört, du willst eine Büste von Roosevelt machen?«

»Na ja, keine Büste«, sagte sie. »Den Kopf. Ich glaube, es ist wirkungsvoller, wenn ich mit dem Hals aufhöre.«

»Gut. Das ist gut. Viel Glück damit. Okay.« Er wandte seine ganze Aufmerksamkeit Edith und mir zu. »Okay. Bis bald. Wie wär's mit einer Umarmung?«

Und seine Umarmungen, der Höhepunkt seiner ihm rechtlich zustehenden Besuche, waren unvergeßlich. Einer nach dem anderen wurden wir hochgerissen und fest in den Geruch von Wäsche, Whiskey und Tabak gedrückt; sein Kinn kratzte warm über eine Wange, und er gab uns einen kurzen, feuchten Kuß neben das Ohr; dann ließ er uns wieder los.

Er war schon fast aus dem Hof, schon fast auf der Straße, als Edith und ich ihm nachrannten.

»Daddy! Daddy! Du hast die Briefmarken vergessen!«

Er blieb stehen und drehte sich um, und da sahen wir, daß er weinte. Er versuchte es zu verheimlichen – er steckte das Gesicht nahezu in die Achselhöhle, als könnte er so besser in seiner Innentasche suchen –, aber es ist unmöglich, die geschwollenen und verzerrten Züge eines tränenüberströmten Gesichts zu verbergen.

»Hier«, sagte er. »Hier sind sie.« Und er lächelte so wenig überzeugend, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Es wäre gut, wenn ich sagen könnte, daß wir blieben und mit ihm sprachen – daß wir ihn erneut umarmten –, aber wir waren zu verlegen. Wir nahmen die Marken und rannten damit nach Hause, ohne uns umzublicken.

»Bist du nicht aufgeregt, Helen?« fragte Sloane Cabot. »Daß du ihn triffst und mit ihm redest und alles, noch dazu vor all diesen Journalisten?«

»Natürlich«, sagte meine Mutter, »aber wichtig ist, daß ich die Maße richtig nehme. Ich hoffe nur, daß nicht so viele Fotografen da sind und es nicht dauernd zu albernem Unterbrechungen kommt.«

Sloane Cabot war ein paar Jahre jünger als meine Mutter und auffallend hübsch auf eine Weise, wie man sie oft auf zeitgenössischen Art-déco-Illustrationen sieht: gerader dunkler Pony, große Augen und großer Mund. Auch sie war eine geschiedene Mutter, ihr früherer Mann war allerdings vor langer Zeit schon verschwunden und wurde nur »der Dreckskerl« oder »der feige Kotzbrocken« genannt. Ihr einziges Kind war ein Junge in Ediths Alter namens John, den Edith und ich ungeheuer mochten.

Die beiden Frauen lernten sich ein paar Tage nach unserem Einzug kennen, und ihre Freundschaft war besiegelt, als meine Mutter das Problem von Johns Schulbesuch löste. Sie kannte in Hastings-on-Hudson eine Familie, die das Geld, das sie durch einen Untermieter verdienen würde, gut gebrauchen konnte, und so lebte John bei ihnen und ging dort zur Schule und kam nur an den Wochenenden nach Hause. Das Arrangement kostete mehr, als Sloane sich bequem leisten konnte, aber sie schaffte es und war ewig dankbar.

Sloane arbeitete als Privatsekretärin an der Wall Street. Sie sprach viel davon, wie sehr sie ihre Arbeit und ihren Chef haßte, aber das Gute daran war, daß ihr Chef oft für längere Zeit nicht in der Stadt war: Dann hatte sie Muße, die Büroschreibmaschine zu benutzen, um den Ehrgeiz ihres Lebens zu verfolgen, nämlich Skripte für den Rundfunk zu schreiben.

Einmal vertraute sie meiner Mutter an, daß sie ihren Namen erfunden habe: »Sloane«, weil er männlich klang und die Art Name war, den eine alleinstehende Frau brauchte, um sich in der Welt durchzusetzen, und »Cabot«, weil er – nun ja, weil er eine Spur Klasse hatte. War daran etwas auszusetzen?

»Oh, Helen«, sagte sie. »Das wird wunderbar für dich werden. Wenn du richtig bekannt wirst – wenn die Zeitungen es aufgreifen und die Wochenschauen –, wirst du eine der interessantesten Persönlichkeiten in Amerika sein.«

Fünf oder sechs Leute hatten sich an dem Tag in ihrem Atelier eingefunden, an dem meine Mutter von

ihrem ersten Besuch beim gewählten Präsidenten nach Hause kam.

»Holt mir jemand einen Drink?« sagte sie und schaute sich gespielt hilflos um. »Dann erzähle ich euch alles.«

Und mit dem Drink in der Hand und Augen so groß wie die eines Kindes, erzählte sie uns, wie eine Tür geöffnet wurde und zwei große Männer ihn hereinbrachten.

»Große Männer«, betonte sie. »Junge, kräftige Männer, die ihn unter den Armen hielten, und man sah, daß sie sich anstrengen mußten. Dann sah man seinen *Fuß* mit diesen schrecklichen Metallklammern auf dem Schuh, und dann den *anderen* Fuß. Und er schwitzte, und er schnappte nach Luft, und sein Gesicht war – ich weiß nicht – ganz glänzend und angespannt und schrecklich.« Sie schauderte.

»Na ja«, sagte Howard Whitman und blickte unbefähigt drein, »er kann nichts dafür, daß er verkrüppelt ist, Helen.«

»Howard«, sagte sie ungeduldig, »ich versuche euch nur zu schildern, wie *häßlich* alles war.« Und das schien ein gewisses Gewicht zu haben. Wenn sie eine Autorität für Schönheit war – dafür, wie ein kleiner Junge im Farn knien sollte, um Panflöte zu spielen, zum Beispiel –, dann mußte sie doch erst recht eine beglaubigte Autorität für Häßlichkeit sein.

»Wie auch immer«, fuhr sie fort, »sie haben ihn auf einen Stuhl gesetzt, und er hat sich mit einem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht gewischt – er war noch immer außer Atem –, und nach einer Weile hat er angefangen, mit ein paar Männern zu reden; dem konnte ich

nicht folgen. Dann hat er sich endlich an mich gewandt, mit diesem Lächeln. Ehrlich, ich weiß nicht, ob ich dieses Lächeln beschreiben kann. In der Wochenschau kann man es nicht sehen, man muß leibhaftig dabei sein. Seine Augen verändern sich überhaupt nicht, aber seine Mundwinkel gehen nach oben, als würden sie wie bei einer Marionette an Schnüren gezogen. Es ist ein furchterregendes Lächeln. Man muß unwillkürlich denken: Das könnte ein gefährlicher Mann sein. Das könnte ein böser Mann sein. Na ja, wie auch immer, wir haben angefangen, miteinander zu reden, und ich habe es ihm rundheraus gesagt. Ich habe gesagt: ›Ich habe nicht für Sie gestimmt, Mr. President.‹ Ich habe gesagt: ›Ich bin eine gute Republikanerin und habe für Präsident Hoover gestimmt.‹ Er hat gesagt: ›Warum sind Sie dann hier?‹, oder so etwas Ähnliches, und ich habe gesagt: ›Weil Sie einen sehr interessanten Kopf haben.‹ Dann hat er mich wieder auf diese Art angelächelt und gesagt: ›Was ist interessant daran?‹ Und ich habe gesagt: ›Ich mag die Beulen darauf.‹

Zu diesem Zeitpunkt muß sie angenommen haben, daß alle Journalisten im Raum in ihre Notizbücher schrieben, und die Fotografen ihre Blitzlichter vorbereiteten. In den Zeitungen von morgen könnte gut stehen:

BILDHAUERIN ZIEHT FDR WEGEN

»BEULEN« AM KOPF AUF

Nach dem einführenden Geplauder mit ihm machte sie sich an die Arbeit, die darin bestand, diverse Partien seines Kopfes mit dem Bauchzirkel zu vermessen. Wie sich das anfühlte, wußte ich: Die kalten, zitternden

Enden des mit Ton verkrusteten Zirkels hatten mich gekitzelt und gestoßen, als ich ihr als Modell diente für ihre entrückten kleinen Waldbuben.

Aber nicht ein Blitzlicht explodierte, während sie die Maße nahm und notierte, und niemand stellte ihr Fragen; nach ein paar nervösen Dankes- und Abschiedsworten stand sie wieder im Flur zwischen all den verzweifelten, den Hals reckenden Leuten, die nicht hinein durften. Es muß eine große Enttäuschung gewesen sein, und ich denke, daß sie versuchte, sich dafür zu entschädigen, indem sie genau überlegte, auf welcher triumphalen Weise sie uns davon erzählen würde, sobald sie wieder zu Hause wäre.

»Helen?« sagte Howard Whitman, nachdem die meisten anderen Besucher gegangen waren. »Warum hast du ihm erzählt, daß du nicht für ihn gestimmt hast?«

»Weil es die Wahrheit ist. Ich bin wirklich eine gute Republikanerin, das weißt du doch.«

Sie war die Tochter eines Ladenbesizers in einer Kleinstadt in Ohio; wahrscheinlich war sie aufgewachsen mit der Phrase vom »guten Republikaner« im Ohr als Sinnbild für Ehrbarkeit und saubere Kleidung. Und sie mochte ihre Wertvorstellungen gelockert haben, es mochte ihr sogar nicht mehr viel an sauberer Kleidung liegen, aber an dem »guten Republikaner« hielt sie fest. Er wäre hilfreich, wenn die Kunden für ihre Gartenstatuen kämen, Leute, deren leise, höfliche Stimmen sie in ihrem Leben willkommen hießen und die höchstwahrscheinlich auch Republikaner wären.

»Ich glaube an die Aristokratie!« rief sie oft und versuchte, sich im Lärm der Stimmen Gehör zu verschaf-

fen, wenn ihre Gäste über den Kommunismus diskutierten, aber nur selten schenkte ihr jemand Beachtung. Sie mochten sie durchaus: Bei ihren Partys gab es viel zu trinken, und sie war eine angenehme Gastgeberin, wenn auch nur aufgrund ihres rührenden Eifers zu gefallen; aber bei Gesprächen über Politik verhielt sie sich wie ein schrilles, nervtötendes Kind. Sie glaubte an die Aristokratie.

Sie glaubte auch an Gott oder zumindest an den Gottesdienst der Episkopalkirche St. Luke's, an dem sie ein- oder zweimal im Jahr teilnahm. Und sie glaubte an Eric Nicholson, den gutaussehenden Engländer mittleren Alters, der ihr Liebhaber war. Er hatte irgend etwas zu tun mit der amerikanischen Niederlassung einer englischen Gießereikette: Seine Firma goß dekorative Elemente in Bronze und Blei. Die Kuppeln von College- und Highschool-Gebäuden überall im Osten, die Blei- rahmen von Flügelfenstern für Häuser im Tudorstil in Orten wie Scarsdale und Bronxville – das waren ein paar der Dinge, die Eric Nicholsons Firma ausführte. Was seine Arbeit anbelangte, war er immer sehr bescheiden, aber er wurde rot und glühte, wenn er vom Erfolg der Firma sprach.

Meine Mutter hatte ihn im Jahr zuvor kennengelernt, als sie Hilfe suchte, um eine Gartenstatue in Bronze gießen zu lassen, um sie dann einer Gartenskulpturgalerie »in Kommission« zu geben, die sie allerdings nie verkaufte. Eric Nicholson hatte sie davon überzeugt, daß Blei fast so schön wäre wie Bronze und viel billiger; dann hatte er sie zum Abendessen eingeladen, und dieser Abend veränderte unser Leben.

Mr. Nicholson sprach nur selten mit meiner Schwester oder mir, und ich glaube, wir hatten beide Angst vor ihm, aber er überhäufte uns mit Geschenken. Zuerst waren es vor allem Bücher – ein Band mit Karikaturen aus *Punch*, Teile einer Gesamtausgabe von Dickens, ein Buch mit dem Titel *England zu Zeiten der Tudor*, das mit Seidenpapier bedeckte farbige Bildtafeln enthielt, die Edith gefielen. Aber im Sommer 1933, als unser Vater dafür sorgte, daß wir mit unserer Mutter zwei Wochen an einem kleinen See in New Jersey verbringen konnten, kamen Mr. Nicholsons Geschenke aus einem Füllhorn voller Sportartikel. Er schenkte Edith eine Angel aus Stahl mit einer so komplizierten Spule, daß niemand von uns ihre Handhabung begriffen hätte, auch wenn wir gewußt hätten, wie man angelt, einen Weidenkorb für die Fische, die sie nie fing, und ein Jagdmesser mit Scheide, das an der Hüfte zu tragen war. Mir schenkte er eine kurze Axt, deren Blatt in einem Lederholster steckte und am Gürtel hing – vermutlich sollte ich damit das Feuerholz hacken, um den Fisch zu braten –, und einen sperrigen Kescher mit einem elastischen Schulterband für den Fall, daß ich ins Wasser waten und Edith dabei helfen müßte, einen schwierigen Fisch an Land zu ziehen. In dem Dorf in New Jersey konnte man nichts tun als lange Spaziergänge machen oder, wie meine Mutter es nannte, gute Wanderungen unternehmen; und jeden Tag, wenn wir in der Sonne durch das insektenverseuchte Unkraut stapften, trugen wir den vollen Staat unserer nutzlosen Ausrüstung.

In diesem Sommer schenkte mir Mr. Nicholson ein dreijähriges Abonnement für *Field & Stream*, und

ich denke, daß diese undurchdringliche Zeitschrift das unangemessenste all seiner Geschenke war, denn es kam lange, lange mit der Post, nachdem alles andere in unserem Leben sich geändert hatte: Nachdem wir von New York nach Scarsdale gezogen waren, wo Mr. Nicholson ein günstiges Haus mietete, und nachdem er meine Mutter in diesem Haus – ohne Vorwarnung – verlassen hatte und nach England zurückgegangen war zu seiner Frau, von der er sich nie hatte scheiden lassen.

Aber all das war später; ich möchte zurückkehren zu der Zeit zwischen Franklin D. Roosevelts Wahl und seiner Amtseinführung, als sein Kopf auf dem Modelliertisch meiner Mutter langsam Gestalt annahm.

Ihr ursprünglicher Plan war gewesen, ihn lebensgroß oder größer zu machen, aber Mr. Nicholson drängte sie, ihn wegen der Kosten für den Guß zu verkleinern, und so machte sie ihn nur ungefähr fünfzehn Zentimeter groß. Und zum zweiten Mal, seitdem sie sich kannten, überzeugte er sie davon, daß Blei nahezu so schön war wie Bronze.

Sie sagte immer, daß sie nichts dagegen habe, wenn Edith und ich ihr bei der Arbeit zusahen, aber wir hatten nie besondere Lust dazu; jetzt war es ein bißchen interessanter, weil wir ihr dabei zuschauen konnten, wie sie zahllose, aus Zeitungen ausgeschnittene Fotos von Roosevelt sichtete, bis sie eins fand, daß ihr dabei half, die heikle Fläche von Wange oder Stirn auszuführen.

Aber den Großteil unserer Zeit beanspruchte die Schule. John Cabot mochte in Hastings-on-Hudson zur Schule gehen, nach dem sich Edith immer sehnte,

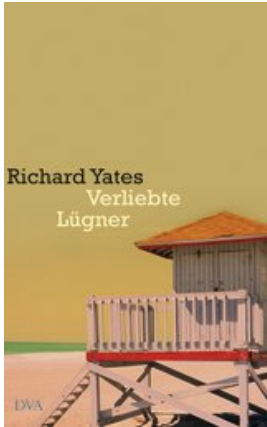
aber wir hatten es, das mußte sogar Edith zugeben, am zweitbesten getroffen: Wir gingen in unserem Zimmer zur Schule.

In den Jahren zuvor hatte uns meine Mutter in die staatliche Schule in unserer Straße geschickt, aber das begann sie zu bereuen, als wir mit Läusen nach Hause kamen. Dann wurde Edith eines Tages beschuldigt, einem Jungen den Mantel gestohlen zu haben, und das war zuviel. Sie nahm uns beide von der Schule, dem Schulamt zum Trotz, und bat meinen Vater, einen Teil der Kosten für eine Privatschule zu übernehmen. Er weigerte sich. Die Miete, die sie zahlte, und die Rechnungen, die sie anhäuften, belasteten ihn bereits weit über die Scheidungsvereinbarung hinaus; er hatte Schulden; ihr mußte doch klar sein, daß er sich glücklich schätzen konnte, überhaupt Arbeit zu haben. Würde sie denn niemals vernünftig werden?

Es war Howard Whitman, der den toten Punkt überwand. Er wußte von einer günstigen, staatlich anerkannten Fernschule namens Calvert School, die vor allem körperlich behinderte Kinder versorgte. Die Calvert School verschickte wöchentlich Bücher, Unterrichtsmaterial und Lehrpläne; man bräuchte nur jemanden im Haus, der die Lehrpläne umsetzte und als Lehrer fungierte. Und jemand wie Bart Kampen wäre ideal für diese Aufgabe.

»Der dürre Kerl?« fragte sie. »Der junge Jude aus Holland oder wo immer er herkommt?«

»Er ist sehr gut ausgebildet, Helen«, sagte Howard. »Und er spricht fließend englisch und wäre überaus gewissenhaft. Und das Geld könnte er auch gebrauchen.«



Richard Yates

Verliebte Lügner

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-421-05860-7

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: September 2007

Richard Yates prägte eine ganze Generation von Schriftstellern. Seine Short Stories gehören zum Besten, was je in diesem Genre geschrieben wurde, und er gilt als der wichtigste literarische Chronist des amerikanischen Durchschnittslebens der 1930er bis späten 1960er Jahre. In »Verliebte Lügner« zeichnet Richard Yates mit lakonischer Schärfe die Schattenseiten des amerikanischen Traums.

Richard Yates gehört zu den wichtigsten amerikanischen Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts. Richard Ford und Raymond Carver zählen ihn zu ihren literarischen Vorbildern, und Kurt Vonnegut rühmte ihn als die »Stimme einer ganzen Generation«. »Verliebte Lügner« ist der zweite Short-Story-Band von Richard Yates, dem Meister der klaren Worte.

Eine vollkommen untalentierte Bildhauerin darf für das Weiße Haus Präsident F. D. Roosevelt in Stein meißeln und kann die Chance ihres Lebens nicht nutzen. Ein unerfahrener GI versucht vergeblich, im Paris der Nachkriegszeit seine Jungfräulichkeit zu verlieren. Eine junge Prostituierte vergrault durch ihr zwanghaftes Lügen den Mann, den sie liebt. Schonungslos und lakonisch beschreibt Richard Yates das Leben jenseits des American Dream. Das unausweichliche Scheitern seiner Figuren zeichnet er mit einer Mischung aus tiefer Sympathie und ironischer Distanz. Diese erbarmungslose Darstellung seines Personals macht Yates so einzigartig und das Lesen seiner Bücher so bewegend.

Yates' Roman »Zeiten des Aufruhrs« wird mit Leonardo DiCaprio und Kate Winslet verfilmt.

 [Der Titel im Katalog](#)